

ISALIE NORDSKOV



NORÐBEBEN



BITTERSÜSS
BEDEUTUNGSLÖS

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen
sind
frei erfunden. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen,
Unternehmen und Vereinigungen sind zufällig und nicht
beabsichtigt.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 0

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

KAPITEL 0

Zum immer penetranteren Klirren in meinen Ohren, ausgelöst von der viel zu lauten Musik, die in diesem ranzigen Schuppen gespielt wurde, gesellte sich nun auch noch ein schmerzhaftes Brennen in den Augen. Zigarettenrauch verwandelte die Luft in ein einziges Meer aus Qualm. Wenn die Musik wenigstens einigermaßen melodisch gewesen wäre, hätte ich das Gesundheitsrisiko, dem man sich hier aussetzte, vielleicht in Kauf nehmen können.

Grundsätzlich hatte ich wenig gegen Metal einzuwenden, aber das hier grenzte an Körperverletzung. Ich konnte nicht einmal sagen, was das Schlimmste war, das gleichzeitige Dröhnen von Bass und E-Gitarre, das jegliches Erahnen einer Melodie verhinderte, oder der Sänger, sofern man ihn als solchen bezeichnen wollte, der eher an eine sehr üble Schmerzen erleidende Imitation von Aerosmith-Sänger Steven Tyler erinnerte. Er brüllte nicht, sondern kreischte ins wenig zu beneidende Mikrofon. Wenn er es beim Singen nicht gerade mit seinem Speichel tränkte, schien er es beinahe zu verschlingen und erzeugte dabei Geräusche, die dem Gurren wildgewordener Waldtiere noch am nächsten kamen. Das Mikro konnte sich nicht wehren, aber welche Ausrede hatte das Publikum in der ersten Reihe, das im Regen seines Geschreis die immer feuchter werdenden Haare schwungvoll kreisen ließ?

Und was hatte ich mir nur dabei gedacht, hierherzukommen? Da hätte ich mir auch gleich Stricknadeln in die Ohren rammen können.

Ich versuchte, mich an der Menschenmenge vorbeizudrücken, in der Hoffnung, irgendwo einen rettenden

Ausgang zu finden. Natürlich leuchteten hier nicht wie üblich grüne Exit-Schilder über den Türen. Das hätte mich auch sehr überrascht. Wer hier einkehrte, begab sich ja quasi freiwillig in Lebensgefahr.

Die vergangene halbe Stunde hatte ich damit verbracht, möglichst nicht von irgendeinem headbangenden Idioten ausgeknockt zu werden, und fragte mich, ob Statistiken darüber existierten, wie viel häufiger Verletzungen durch unkontrollierte Kopfnüsse bei Metal-Fans vorkamen als beispielsweise Knöchelverletzungen beim Schlagermove. Mir reichte es schon, wenn ich die ungepflegten, langen Haare eines dieser Kerle quer durchs Gesicht geschleudert bekam. Absolut widerlich.

In den wenigen Momenten, in denen ich mich nicht in Gefahr wähnte, versuchte ich Ausschau nach *ihm* zu halten. Diesem Typen, der mir seit einigen Wochen nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte. Aber er war nirgends zu sehen. Es schien mir ein nahezu unmögliches Vorhaben zu sein, in diesem Dickicht aus krebserregenden Stoffen überhaupt jemanden zu finden.

Hätte ich doch bloß auf Julie gehört, die mich heute Mittag auf ihre lebenswerte Art und Weise mehr oder weniger für bescheuert erklärt hatte, als ich ihr von meinen Abendplänen erzählt hatte.

»Das ist nun wirklich nicht der richtige Ort für dich«, hatte sie gemeint und offensichtlich versucht, dabei nicht abwertend zu klingen. Das war Julie, egal wie aussichtslos die Lage auch schien, sie versuchte immer, höflich zu bleiben.

»So schlimm wird es schon nicht sein, ich kenne diese Scene«, hatte ich ein wenig zu großkotzig entgegnet und war in diesem Moment auch fest von meinen Worten überzeugt gewesen. Schließlich war ich in den letzten fünf Jahren immer mal wieder auf Metal-Konzerten gewesen, wenn ich meinen Ex zu seinen Lieblingsbands begleitet hatte. Alleine wäre ich vermutlich nicht gegangen. Wie gesagt, ich finde die Musik nicht schlecht, aber es war doch

vor allem seinetwegen, dass ich mir das live antat. Und wegen der Klamotten. Nirgendwo sonst konnte ich schwarze, hautenge Jeans oder Lederimitathosen und viel zu knappe Tops tragen, ohne dass ich komisch auffiel und man mich womöglich noch für eine Domina oder Ähnliches hielt.

Und so hatte ich auch heute meine schwarze Lieblingshose mit viel zu hohen High Heels und diesem dunklen Neckholdertop an, das ich mir erst kürzlich aus dem EMP-Katalog bestellt hatte. Die Wirkung war bisher immer die gleiche gewesen. Schüchterne Blicke von den Männern, zickige bis Ich-reiß-dich-in-Stücke-wenndu-meinen-Freund-ansiehst-Blicke von den Frauen. Aber heute schien alles anders zu sein. Die Blicke der Männer waren deutlich aufdringlicher und intensiver, als ich es bisher erlebt hatte.

Man sollte meinen, diese Jungs in ihren schwarzen, mit blutigen Bildern und Todesgestalten bedruckten Klamotten seien draufgängerischer. Aber die meisten waren schüchtern, wenn sie einer selbstbewussten, attraktiven Frau begegneten. Womit ich jetzt nicht sagen will, dass ich mich selbst als besonders heiß bezeichnen würde. Ich bin mit mir ganz zufrieden, aber die Scene machte es einem leicht. Viele Mädels waren deutlich zu blass. Das war ich zwar auch, aber ich färbte mein blondes Haar nicht auch noch schwarz, sodass das noch mehr auffiel. Dann der viel zu intensive und ständig verschmierte Mascara und die billig wirkenden, löchrigen Klamotten.

Aber wie gesagt, heute war irgendetwas anders. Okay, es war das erste Mal, dass ich in Kopenhagen auf einem Metal-Konzert war und nicht in der Heimat, aber ich hatte angenommen, die Scene sei überall gleich. Doch nicht nur die Männer waren hier deutlich selbstbewusster, als ich es aus Flensburg oder Hamburg gewohnt war, die Frauen bewiesen auch besseres Geschick im Styling. Wenn ich überhaupt auffiel, dann nur, weil ich nach wie vor blondes Haar hatte. Und ich bekam zum ersten Mal das Gefühl, man sehe mir an, dass ich ein Landei war. Selbst das Haar der

Mädels wirkte perfekt. Wo ich bisher doch vor lauter schlecht gefärbter Haaransätze am liebsten Stylingtipps erteilt hätte, lief hier eine Schönheit nach der anderen an mir vorbei. Das Kopenhagener Nachtleben war also tatsächlich so besonders, wie die Berichte meiner Kommilitonen es erahnen lassen hatten.

Bei uns in Norddeutschland lief alles irgendwie geregelter ab; Notausgangsleuchten über den Türen, kein Zigarettenqualm, Vorschriften für die Lautstärke der Anlage usw. Hatte eindeutig seine Vorteile. Aber das war wohl eine typisch deutsche Einstellung.

Langweilig, aber effektiv, wie mein Kumpel Torge gesagt hätte.

Aber egal, irgendwie würde ich schon nach draußen finden. Ich versuchte meine Blicke nicht zu lange in den dunklen Ecken verweilen zu lassen. Etwas Merkwürdiges schien dort vor sich zu gehen. Das Flackern der Scheinwerfer ließ mich nur in flüchtigen Momenten etwas erkennen. Die Leute saßen dicht gedrängt nebeneinander – oder aufeinander? Sie wirkten irgendwie ineinander verschlungen. Ich hatte das Gefühl, dort liefen im Schutz der Dunkelheit oder des dichten Qualms irgendwelche Orgien ab. So genau wollte ich es lieber gar nicht wissen. Und dennoch verspürte ich immer wieder dieses Kribbeln, das ich schon als Kind verspürt hatte, wenn ich mir zusammen mit meinen Freunden heimlich Gruselfilme angesehen und man genau gewusst hatte, dass jeden Moment etwas Schlimmes passieren würde.

Dass ich mich tatsächlich in Gefahr befand, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

Nach einigen Minuten und flüchtigen Angstattacken, ausgelöst durch die primäre Gefahr, in den überfüllten Gängen zerquetscht zu werden, fand ich schließlich den Ort wieder, an dem ich vor vierzig Minuten meine Jacke abgegeben hatte.

Immerhin stand kaum einer an und es schien auch fast niemand außer meiner Wenigkeit eine Jacke abgegeben zu haben. Ich hätte Angst gehabt, mich zu erkälten, wenn ich verschwitzt aus dem Club in die Kälte käme, aber auch das war wieder einer der vielen Unterschiede. Für die meisten hier war eine Jacke anscheinend lästig. War vielleicht einfach so bei den Nordmännern. Wobei meine Verwandten aus dem Rheinland uns ja schon immer als Wikinger bezeichneten. Aber es ging eben noch nördlicher.

Ich versuchte meine Enttäuschung darüber, *ihn* nicht gesehen zu haben, herunterzuschlucken und ließ mir gegen meinen labbrigen blauen Abholzettel meine Jacke bringen. Die Frau hinter dem Tresen fiel mir vor allem wegen der vielen Piercings im Gesicht auf. Irgendwann war doch auch das nicht mehr schön, dachte ich, als mich ein Typ von der Seite ansprach.

Ich hatte kein Wort von dem verstanden, was er mir sagte, meine Ohren mussten erst einmal wieder klarkommen, deshalb schrie ich viel zu laut und etwas peinlich »Waaas?«, woraufhin er nur blöd grinste.

»Ob du schon loswillst?«, verstand ich schließlich.

Erst jetzt ließen meine tränenden Augen erkennen, wer dort vor mir stand. Es war dieser ekelhafte Kerl Morten, der mir schon in der Uni übel aufgefallen war, weil er immer auf den Fluren herumlungerte und die Frauen mit seinen widerlichen Sprüchen anmachte.

Inzwischen war die Piercing-Frau mit meiner Jacke zurück, sie hatte nicht lange suchen müssen. Ich bedankte mich höflich und nickte dem Kerl neben mir deutlich zu, um seine Frage damit zu beantworten. *Den* hatte ich nun wirklich nicht hier treffen wollen. Er war so ziemlich der Letzte, dem ich alleine über den Weg laufen wollte. Andererseits auch sehr passend, dass er hier sein Unwesen trieb.

»Schade«, antwortete er bloß.

Ich hoffte inständig, dass die Sache damit beendet war, und machte mich auf den Weg ins Freie. Nach zwei bis drei

Schritten atmete ich tief durch und spürte endlich, wie die frische, kalte Nachtluft die hintersten Winkel meiner Lungen erreichte. Es brannte noch einige Sekunden, bis ich schließlich das Gefühl hatte, wieder gesunde Luft atmen zu können. Es hatte schon etwas für sich, dieses Rauchverbot. Nicht nur, weil meine Klamotten jetzt direkt in die Tonne wandern konnten.

Ich überlegte kurz, ob ich zu Fuß gehen oder mir ein Taxi nehmen sollte. Schnell entschied ich mich für das Taxi. Es sollte am nächsten Tag nicht in der Zeitung heißen: *Master-Studentin nach drei Monaten Studium tot in der Mülltonne aufgefunden*. Man hörte sehr viele solcher Geschichten aus Städten wie Kopenhagen. Auch wenn ich immer fest davon überzeugt gewesen war, dass ich jedem Angreifer nach einem gezielten Tritt zwischen die Beine entkommen konnte, mochte ich mir doch nicht das Geheule meiner Mutter antun, wenn sie erfuhr, dass ich mich sinnlos in Gefahr begeben hatte. Irgendwie hatte sie für sowas einen siebten Sinn, echt gruselig. Wenn sie gewusst hätte, dass ich ganz allein in diesem Club gewesen war, wäre sie völlig durchgedreht und hätte mich für immer zuhause eingesperrt.

Die Taxen standen nur wenige Meter entfernt und ich lief geradewegs auf das Auto zu, dessen Fahrer auf den ersten Blick am wenigsten beängstigend aussah, als mich auf einmal jemand von hinten an der Schulter festhielt. Noch völlig vertieft in die Sorgen meiner Mutter, zuckte ich zusammen, dass mir die Knochen beinahe wehtaten.

Im Nachhinein betrachtet war meine Überzeugung, was meine Selbstverteidigungskünste anging, vielleicht etwas naiv gewesen. Ich drehte mich um und war kein Stück erleichtert, dass ich Morten hinter mir stehen sah und nicht Kopenhagens nächsten Axtmörder. Ohne, dass ich eine Chance gehabt hätte, auf sein Erscheinen zu reagieren, packte er meinen Unterarm und zog mich mit sich.

»So leicht lasse ich dich nicht entkommen.«

Seine Drohung ließ meine Gedanken erstarren. Es fühlte sich an, als hätte mir jemand einen kräftigen Schlag in meinen leeren Magen verpasst.

Als er wenige Meter von den Taxis entfernt schon wieder anhielt, ließ meine Angst zunächst etwas nach und es gelang mir, Luft zu holen.

»Hey, was soll der Scheiß?«, brüllte ich ihn an und hoffte, damit Aufmerksamkeit zu erregen. Die Taxifahrer hatten jedoch alle den Blick abgewendet und schienen sich nicht für das zu interessieren, was hier vor sich ging. Hatten die wirklich nichts gehört oder wollten sie einfach nichts mitbekommen? Wir standen direkt neben einer Hauswand, das Licht der Laterne erreichte uns nicht ganz, aber sie mussten mich doch zumindest schreien gehört haben, ging es mir durch den Kopf. Was für Arschlöcher waren das denn? Schließlich war die Situation recht eindeutig.

Dieser Kerl schnappte sich auch noch meinen zweiten Arm und drückte mich mit dem Rücken gegen die Hauswand.

»Hör lieber auf zu zappeln!«, flüsterte er mir mit einem widerlichen Grinsen ins Ohr, das so gar nicht mehr wie das dämliche Lächeln aussah, das er am Jackentresen aufgesetzt hatte. Sein Blick wirkte völlig irre.

Ich spürte, wie sich einer der Ziegelsteine auf Schulterhöhe schmerzhaft in meine Haut bohrte, und versuchte, mich loszureißen. Unmöglich. Ich wollte schreien, aber mein Mund war wie zugeklebt. Das konnte doch nur ein böser Traum sein. Ich fühlte ein heftiges Hämmern in meinem Kopf und meine Halsschlagader pulsierte so stark, dass ich befürchtete, sie würde jeden Moment platzen.

Verrückt, was einem für Gedanken durch den Kopf gingen, wenn man das Ende auf sich zukommen sah.

Dann fiel mir wieder die Idee mit dem Tritt ein, aber noch während ich vergebens versuchte, trotz der Wand im Rücken auszuholen, riss eine fremde Hand den Kerl von mir los. Alles ging so schnell, dass ich nicht wusste, wie mir geschah. Oder ihm.

Er landete sehr unsanft auf dem Boden und brüllte irgendwas auf Dänisch, was ich nicht verstand. Sein Blick war aggressiv und wirkte im Schein der Laterne noch bedrohlicher. Wie ein Raubtier, das man lieber nicht herausfordern sollte, schnaubte und fluchte er, sodass sich seine lodernde Wut in der Kälte der Nacht in Dampf verwandelte.

Ich stand immer noch wie versteinert an der Wand, spürte überhaupt nichts mehr außer dem stumpfen Pochen in meinem Kopf. Mir kam nicht einmal in den Sinn, wegzurennen.

Als mein Angreifer sich aufraffte und den Fremden sah, der ihm gerade die Beute vermiest hatte, verwandelten sich seine Gesichtszüge schlagartig. Kannten sie sich etwa? Ich bildete mir ein, mit einem Mal einen flüchtigen Moment der Angst in seinen Augen zu sehen. War er bloß überrumpelt worden oder fürchtete er meinen Retter?

Ruckartig rappelte er sich auf und machte sich fluchend in Richtung Innenstadt davon.

Ich wusste immer noch nicht, wie mir geschah. Es kam mir vor wie Stunden, die ich an der Wand gestanden und darauf gewartet hatte, Hauptperson der nächsten üblen Schlagzeile im »Ekstra Bladet« zu werden.

Als sich mein vermeintlicher Retter jedoch ebenfalls in Bewegung setzte und dem Arschloch nachzulaufen begann, nahm ich all meinen Mut zusammen und rief: »Danke«.

Ich kam mir ein bisschen blöd vor, aber was sollte man sonst in einer solchen Situation tun?

Er schien es gehört zu haben, denn er hielt kurz inne, drehte sich um und dann traf mich der Schlag.

Er war es. Es war Tarjos. Der Mann, der mir seit Wochen nicht aus dem Kopf ging. Der Mann, der der Grund für diesen selbstmörderischen Clubbesuch war. Der Mann, den ich gehofft hatte, heute Abend zu sehen, wenn auch nicht in so einer Situation. Aber das war mir jetzt egal. Mein Herz machte kleine Sprünge. Mir wurde mit einem Mal wieder

warm und ich spürte in mir ein unbeschreibliches Gefühl von Glück aufkommen. Das konnte doch nur ein Traum sein. *Er* war mein *Retter*. Besser hätte ich es mir nicht ausdenken können. Auch wenn ich so etwas nie wieder erleben wollte. Ich verspürte den Drang, ihm entgegentzulaufen und ihn zu umarmen oder sogar zu küssen.

Doch das änderte sich schnell.

Ich machte einen Schritt auf ihn zu und brachte stotternd und immer noch überwältigt von der Situation erneut ein »Vielen Dank!« heraus, woraufhin er mich mit finsterner Miene ansah und für jeden im Umkreis von hundert Metern deutlich hörbar antwortete: »Das habe ich nicht für dich getan, kapiert?!«

Er machte auf dem Absatz kehrt und ließ mich allein dort stehen. Im Dunkeln.

KAPITEL 1 - DREI MONATE ZUVOR

Da stand ich, eine Kiste voller Bücher unterm Arm, eine viel zu große Reisetasche über der Schulter und meinen alten, blauen Eastpack auf dem Rücken, in dem sich ausschließlich mein Lieblingskuscheltier, ein Teddy namens Kibi, befand. Ich weiß, Kibi ist ein komischer Name. Vor allem für einen Bären. Aber ich hatte den kleinen Kerl schon seit meiner Geburt und er war mein treuester Begleiter in jeder Lebenslage. Daher begleitete er mich heute noch überall mit hin, auch wenn es für andere albern scheinen mochte. Es fühlte sich immer wie ein Stück Zuhause an, wenn ich ihn im Arm hielt. Und das würde ich in der nächsten Zeit gut gebrauchen können.

Die Türen zum Wohngebäude waren aus Glas, mit Ausnahme der Türgriffe natürlich. Erinnernte mich unfreiwillig an den ersten Scream-Film, in dem der Bösewicht mit der bescheuerten Maske vor den großen Fensterscheiben des Wohnzimmers sein Unwesen trieb. Das ging ja gut los. Kaum angekommen, dachte ich an Serienmörder. War bestimmt beruhigend, wenn man abends durch die großen Eingangsscheiben ins Dunkle blicken konnte, zumal das Wohnhaus zusammen mit einigen anderen Gebäuden an einen Wald grenzte. Sofern man in Kopenhagen überhaupt von »Wald« sprechen konnte. Eher eine kleine Ansammlung von Bäumen. Gut, dass Kibi dabei war.

Im schwach beleuchteten Eingangsflur entdeckte ich ein kleines Fenster auf der rechten Seite. Sah aus wie ein Schalter auf dem Bahnhofsamt, war aber vermutlich das Büro der Verwaltung, was sich wiederum gut traf, da ich meinen Zimmerschlüssel irgendwoher bekommen musste. Leider brannte kein Licht hinter der Scheibe, aber es gab

eine Klingel links neben dem Fenster, zu der ein sehr aufdringlicher, unübersehbarer roter Pfeil mit der Aufschrift »*Benutze mich!!!*« führte. Also folgte ich der Anweisung und prompt erhellte ein fieses Neonlicht das kleine Zimmer hinter der Scheibe. Eine ältere, für skandinavische Verhältnisse viel zu kleine Dame betrat den Raum. Sie lächelte mich freundlich an, was meine Aufregung für einige Sekunden verdrängte.

»Du musst Eva sein, richtig?«, sagte sie zu mir und ich wunderte mich kurz, dass sie meinen Namen kannte. Aber mit einem Blick auf die Pinnwand rechts im Raum stellte ich fest, dass dort nur ein Schlüsselbund mit zwei identisch aussehenden Schlüsseln hing, wo vorher schätzungsweise fünfundzwanzig bis dreißig gehangen haben mussten. Mein Name war in Großbuchstaben auf das Band am Schlüsselbund geschrieben. Ich war wohl die Letzte, was nicht überraschend war, da morgen bereits Vorlesungsbeginn war. Ich hatte einfach nicht so viel früher ankommen wollen, da ich ohnehin noch niemanden kannte und mir zu Anfang vermutlich die Langeweile vor allem mit Studienlektüren und Vorlesungen vertreiben müssen würde. Denn der Typ Mensch, der offen auf andere zuging, war ich nicht, auch wenn mich andere zumeist als recht umgänglich beschrieben. Aber der erste Schritt fiel mir immer etwas schwerer. Und das machte die Tatsache, dass ich nun in einem fremden Land ohne Freunde, Bekannte und mit nur wenigen, recht fremden Verwandten war, nicht unbedingt leichter. Da war es nur ein kleiner Trost, dass ich wenigstens die Sprache im Schlaf beherrschte.

»Ja, Eva Jahns«, antwortete ich der kleinen Dame, woraufhin sie sich die Schlüssel schnappte und den Raum durch eine Tür hinten verließ. Ich dachte, dass auf diese Weise jeder an meinen Schlüssel hätte kommen können, weil ich nicht nach meinem Ausweis gefragt worden war. Das musste wohl die nordische Gelassenheit sein.

Nach einem kurzen Augenblick tauchte die Frau auf dem Eingangsflur auf und bedeutete mir, ihr zu folgen. Ich gehorchte und schleppte meine Bücherkiste und den restlichen Krempel direkt in den zweiten Stock, denn ich hatte nicht die Gelassenheit, das wenige Hab und Gut so einfach aus den Augen zu lassen. Mein Zimmer lag fast am Ende des Flurs.

»Wenn du möchtest, wird dies hier dein Zuhause für die nächsten zwei Jahre sein. Bei Fragen kannst du dich immer an mich wenden, ich bin Lise. Herzlich willkommen.«

Sie öffnete mir die Tür und machte sich in Richtung Treppe davon.

Das Duzen fühlte sich immer noch befremdlich an. Eigentlich sollte ich es gewohnt sein, wenn man in der Dänischen Minderheit aufwuchs, duzte man einfach jeden, sogar die Lehrer. An der Uni in Kiel war jedoch von vornherein klar gewesen, dass deutsche Höflichkeitsformen galten, die ich auch gar nicht schlecht fand. Im Gegenteil, Abstand zwischen Studenten und den Angestellten der Universität zu schaffen, hielt ich für angemessen. Auch wenn der hier in Kopenhagen natürlich auch gegeben sein würde. Das Duzen bedeutete nicht, dass man mit jedem best friend war ... blablabla. So hieß es immer von dänischer Seite. Für mich fühlte es sich dennoch komisch an. Vielleicht war ich einfach zu altmodisch. Nun ja, hier würde vieles wieder ein wenig anders laufen, aber daran würde ich mich noch gewöhnen.

Mein Zimmer war, wie erwartet, recht klein. Links hinter der Tür stand ein schmales Bett, dahinter befand sich ein kleiner Kleiderschrank, der auf den ersten Blick nicht gerade stabil erschien. Auch der Schreibtisch rechts an der Wand hatte seine besten Jahre schon hinter sich. Vom berühmten dänischen Design war hier nichts zu finden. Aber das war in Ordnung, ich legte nicht viel Wert auf Luxus. Immerhin gab es ein großes Fenster. Als ich näher heranging und

hinausblickte, erkannte ich die Umrisse einiger Büsche und Bäume.

Na toll, ich musste schon wieder an den Scream-Mörder denken. Aber ich war ja im zweiten Stock und damit außer Gefahr vor irgendwelchen Irren, beruhigte ich mich. Außerdem hatte ich schöne blaue Vorhänge mit weißen Streifen, die alles Böse fernhalten würden, wenn ich sie nur geschlossen hielt, redete ich mir ein.

Zunächst verstaute ich meine wenigen Klamotten im Schrank und bezog mein Bett, auf das ich dann meinen Kibi drapierte. Jetzt war es schon viel gemütlicher. Meine Bücher lagerte ich auf dem Regal, das über dem Schreibtisch angebracht war und einigermaßen stabil schien, und ich beschloss, mir am nächsten Wochenende, wenn ich eine weitere Ladung Klamotten über die Grenze schaffen würde, ein paar Bilder mitzunehmen, damit die Wand nicht ganz so kahl wirkte. Aber fürs Erste ließ es sich hier absolut aushalten.

Als ich den leeren Karton zusammenfaltete, um ihn hinter dem Schrank zu verstauen, erinnerte mich meine Blase daran, dass ich vergessen hatte, Lise nach Toiletten und Duschräumen zu fragen. Aber das sollte ich auch alleine herausfinden können, was ich jedoch nicht musste, wie sich herausstellte.

Denn im nächsten Moment hörte ich ein ganz zartes Klopfen an der Tür. Erst war ich gar nicht sicher, ob ich mir das bloß eingebildet hatte, aber als ich die Tür zum Flur öffnete, stand ein Mädels freudestrahlend vor meinem Zimmer und hieß mich willkommen.

Wie sich herausstellte, war sie meine Zimmernachbarin Julie, Bachelorstudentin in den Fächern Französisch und Schwedisch. Urgs, Französisch. Das hatten in Kiel nur die Oberzicken und Styling-Queens studiert. Aber das Schwedische glich es vielleicht aus, versuchte ich meine Voreingenommenheit zu zügeln. Julie wirkte jedenfalls sehr nett. Eigentlich viel zu nett, ich wunderte mich, dass sie mir

in ihrer überschwänglichen Art nicht direkt um den Hals gefallen war, denn sie schien über meine Ankunft aufgeregter zu sein, als ich selbst es war.

Im Nachhinein war ich recht froh über ihre Gesellschaft, denn sie zeigte mir nicht nur die Toiletten und die Tür zu den Duschräumen, sondern erklärte mir auch, wie das Leben im Wohnheim ablief. Eigentlich gab es kaum nennenswerte Regeln, bis darauf, dass die Wohnküche sauber zu halten war, was mir selbstverständlich erschien. Und da wir ja beide Skandinavistik-Studentinnen waren, auch wenn wir unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt hatten, wollte Julie mich am nächsten Morgen mit zum Campus nehmen und mir das Institut zeigen. Besser hätte es nicht laufen können.

Der Rest des Tages verlief so unspektakulär wie der Anfang. Julie verbrachte gefühlte fünf Stunden in meinem Zimmer und quetschte mich über mein bisheriges Leben und meine Beweggründe, mitten im Studium die Uni zu wechseln, aus. Ich fragte mich kurz, ob es sonst keiner mit ihr aushielt, sie konnte auf Dauer sicherlich anstrengend sein. Ich war aber eigentlich ganz froh über ihre Anwesenheit, denn so verging die Zeit schnell, ohne dass ich streberhaft über meinen Büchern hängen musste oder Zeit hatte, meine Entscheidungen der letzten Wochen zu bereuen.

Ich erklärte ihr, dass ich bis vor zweieinhalb Monaten noch eine feste Beziehung gehabt hatte. Knapp fünf Jahre waren wir zusammen gewesen, zwei davon hatten wir sogar gemeinsam in einer 2-Zimmer-Wohnung am Stadtrand von Kiel gewohnt. Die letzten beiden Jahre konnte man allerdings kaum noch von einer Beziehung sprechen. Wir stritten sehr viel und im Bett lief auch nichts mehr. Das behielt ich natürlich für mich, das wären zu viele Informationen für die zarte Julie gewesen. Vermutlich war sie noch Jungfrau, dachte ich bei mir und ärgerte mich wieder über meine schnellen Urteile.

Das Ende der Beziehung war absehbar gewesen, deshalb verlief die Trennung relativ harmonisch – soweit man bei Trennungen von Harmonie sprechen durfte. Da ich mich ohnehin gerade in den letzten Zügen meines Bachelor-Studiums befand und mein Dänisch-Dozent mir seit Monaten in den Ohren lag, dass bei meiner Fächerkombination ein Auslandssemester unumgänglich sei, entschied ich, für die letzten zwei Jahre nach Dänemark zu gehen. Ein Auslandssemester wäre viel zu kompliziert gewesen. Nicht nur der Umzugsstress für nur wenige Monate, ich hatte zudem seit der Schulzeit einen Wochenendjob, den ich nicht mal so eben für einige Monate kündigen und dann wieder neu aufnehmen konnte. Also riskierte ich einen Neuanfang. Es schien mir ohnehin der beste Zeitpunkt für dieses Vorhaben zu sein. Was hielt mich noch?

Und da war ich also. In einem kleinen Studentenzimmer in der größten Stadt Dänemarks, mit der wohl kommunikativsten Kommilitonin neben mir auf meinem frisch bezogenen Bett.

»Wenn du Lust hast, zeig ich dir die Tage die schönsten Ecken von Kopenhagen. Du wirst es nicht bereuen, hierhergekommen zu sein«, versicherte Julie und verabschiedete sich schließlich mit dem Vorhaben, sich auf den morgigen Studienstart noch ein wenig vorbereiten zu wollen. Das schien mir zwar etwas übereifrig, aber jeder, wie er wollte.

Der nächste Tag begann viel zu früh. Eigentlich hatte ich nichts gegen frühes Aufstehen, was bei Studenten etwa acht oder neun Uhr bedeutete, sofern man nicht in die Frühvorlesungen musste. Aber in den letzten Wochen waren die Abende immer länger geworden, was das Aufstehen immer weiter gen Mittag verschoben hatte. Die Übergänge von Semesterferien zu Semesterbeginn waren immer

besonders hart. Der Rhythmus geriet völlig aus den Fugen und musste erst einmal wieder neu verinnerlicht werden.

Also wandelte ich schlaftrunken in meinem Nachthemd mit meiner Kulturtasche und einem Handtuch bewaffnet zu den Duschen, um genauer zu sein, *Gemeinschaftsduschen*. Julie war gestern so nett gewesen, mich aufzuklären, dass im ersten Stock die Duschen der Jungs seien, im dritten Stock die der Mädchen und in unserem Stockwerk, nun ja, Gemeinschaftsduschen. Ich hatte kurz überlegt, nach oben in die dritte Etage zu stolpern, entschied dann aber, dass ich alt genug war, mich dem, was mich dort erwarten würde, zu stellen. Ganz früher waren das wohl auch mal Jungsduschen gewesen, als aber mit der Zeit immer mehr Mädels an die Uni kamen, hatten sich daraus Gemeinschaftsduschen entwickelt. Schien niemanden zu stören, mich also auch nicht.

Es gab außerdem zahlreiche Duschkabinen mit abschließbaren Türen. Gott sei Dank nicht diese ekligen Duschvorhänge, die einem im Nebel des Wasserdampfes immer näher kamen und sich schließlich penetrant am ganzen Körper festsaugten, sodass man das Bedürfnis verspürte, gleich noch einmal zu duschen. Diese Duschkabinen hielten allerdings nicht alle davon ab, dennoch die offenen Duschen zu benutzen, sodass ich mich bemühte, während ich eine leere Duschkabine suchte, auf den Boden zu sehen und nicht die nackten Körper anzustarren, an denen ich vorbei musste. Ich drapierte meine Habseligkeiten auf der dafür vorgesehenen kleinen Bank im vorderen Teil der Kabine und ging mit Duschgel bewaffnet Richtung Dusche, woraufhin ich blitzartig aus der restlichen Träumerei gerissen wurde, als ich feststellte, dass die Duschen mit einem Bewegungsmelder ausgestattet waren. Mir stockte kurz der Atem vor Schreck, aber meine Überraschung verwandelte sich schnell in Freude über die moderne Anlage, denn ich hasste nichts mehr, als einen Duschknopf anzufassen, den bereits jemand vor mir mit der

Hand berührt hatte, mit der er sich selbst zuvor gewaschen hatte. Meine Kommilitonen hatten sich schon immer über mich lustig gemacht, weil ich stets meine Hände desinfizierte, bevor ich mein selbst geschmiertes Brot aß. Aber ich hatte doch noch lange keinen Reinheitstick. Ich fand, das gehörte einfach zu einer gesunden Lebensweise dazu.

Zurück auf meinem Zimmer freute ich mich, frisch geduscht in meine blauen Lieblingsjeans und ein schwarzes, schlichtes, enges Shirt schlüpfen zu können. Die Jeans saßen heute perfekt. Durch den Beziehungsstress hatte ich zuletzt zwei, drei Kilo verloren, sodass die Hose nicht ganz eng saß, was ich ohnehin nicht mochte. Mir gefiel der Boyfriendstyle, den scheinbar alle außer mir für absolut *out* hielten. Stattdessen erblickte man eine Röhrenjeans nach der anderen. Sogar die Männer trugen diese engen Hosen, bei denen *frau* sich immer fragen musste, ob dadurch nicht etwas kaputt ging.

In Dänemark war das sogar noch schlimmer als in Deutschland. Hier hatte ich das Gefühl, dass wirklich jeder diese Hosen trug, egal ob er oder sie sie tragen konnte oder nicht. Es freute mich ja für jeden, der schlanke Knöchel hatte, aber es waren absolut nicht die Knöchel, die mit den Hosen betont wurden. Vielleicht hatten die Dänen mehr Selbstbewusstsein, aber schön anzusehen war das wirklich nicht.

Bevor ich weiter in Gedanken über den Modegeschmack einiger Menschen herziehen konnte, begrüßte mich Julie mit einem strahlenden Lächeln, das bis über beide Ohren reichte – wie sollte es anders sein. Sie sah ganz niedlich aus in ihrem Rüschenkleid, allerdings erinnerte mich das auch wieder an die Französisch-Studentinnen aus Kiel. Immer adrett, aber charakterlich mies.

Julie war scheinbar wirklich anders. Sie kam auf mich zu und hüpfte dabei vor Freunde beinahe wie ein kleiner

Flummi, es wirkte in jedem Fall sehr amüsan, sodass ich gleich gute Laune bekam.

»Ich habe eine fantastische Nachricht«, rief sie mir entgegen.

»Wir haben heute eine Vorlesung zusammen. Runeninschriften bei Professor Nielsen.«

Im ersten Moment war ich etwas überrascht, da sie ja im Bachelor und ich bereits im Master studierte. Dann erinnerte ich mich daran, dass es in Kiel auch häufig Vorlesungen gab, die verschiedene Semester besuchten. Das Fach Skandinavistik vereinte dort alle Sprachen: Isländisch, Schwedisch, Dänisch, Norwegisch. In den Vorlesungen wurden häufig verschiedene Studiengänge zusammengelegt und lediglich die Seminare spezialisierten sich manchmal. Und natürlich die Sprachkurse, die man besuchte. Das musste hier ähnlich sein. Und da es nicht besonders viele Professoren im Bereich der Skandinavistik gab, und auch nicht übermäßig viele Studenten, nicht einmal in Kopenhagen, waren diese Vorlesungen offensichtlich genau wie in Kiel für sämtliche Semester geöffnet.

Julie zeigte mir das kleine Skandinavistik-Institut, das sich in einem alten Hochhaus befand und im Prinzip nur aus einem langen Flur mit Büros und Seminarräumen auf beiden Seiten bestand.

»Auf der gegenüberliegenden Seite liegt das Germanistische Institut. Kannst du im Grunde nicht verfehlen«, erklärte sie mir anschließend, woraufhin wir uns direkt auf den Weg zur ersten gemeinsamen Vorlesung machten. *Runeninschriften*. Als ich den Titel der Vorlesung im Internet gesehen hatte, hatte ich unweigerlich an »Harry Potter und der Gefangene von Askaban« denken müssen, wo Hermine das Fach *Alte Runen* parallel zum *Wahrsagen* besuchte. Ich erhoffte mir von dieser Vorlesung auch etwas Magisches.

Aber als Professor Nielsen direkt zu Beginn der Sitzung verdeutlichte, dass es sich bei gefundenen Runeninschriften häufig um nichts weiter als Einkaufslisten oder bloße Infozettel zur alltäglichen Kommunikation handelte, statt um mystische Botschaften, war der Zauber sofort verflogen.

Ich nutzte meine Enttäuschung und das entstandene Desinteresse, um mich ein wenig im Hörsaal umzusehen. Dazu hatte ich zu Beginn der Vorlesung keine Zeit gehabt, da Julie mich völlig in Beschlag genommen hatte. Jetzt saß sie aufrecht neben mir und notierte jedes Wort, das Professor Nielsen von sich gab. Normalerweise machten sowas nur Erstsemester, bis sie merkten, dass ein Großteil der Notizen völlig unnötig war. Aber wenigstens konnte ich notfalls bei ihr nachlesen, was ich verpasste. Sehr praktisch.

Der Hörsaal ähnelte den mir bekannten Vorlesungssälen, er schien nur um einiges moderner zu sein. In Kiel musste man immer erst einmal testen, ob der Stuhl - oder eher Sitzplatz, denn als Stühle konnte man diese kinoähnlichen Sitzreihen ja nicht unbedingt bezeichnen - einen neunzig Minuten über zu tragen vermochte. Neben kaputten Sitzplätzen hatte es auch solche gegeben, die derart abschüssig waren, dass man rund um die Uhr seine Beinmuskulatur anspannen musste, um nicht vom Platz zu rutschen. Das hatte mir so manch unangenehmen Muskelkater beschert.

Hier aber schienen alle Sitzplätze gerade erst erneuert worden zu sein. Auch die Technik funktionierte einwandfrei, man musste nicht in der ersten Reihe sitzen, um etwas lesen zu können.

Die Studenten sahen nicht anders aus als meine Kommilitonen in Deutschland. Ein paar Normalos, eine Handvoll Ich-bin-was-Besseres-Tussies - die waren Gott sei Dank deutlich in der Unterzahl, lag wohl an der Fachrichtung. Dann natürlich noch eine Vielzahl typischer Skandinavisten, schwarz gekleidet, lange Haare und Bärte bei den Männern, Thorshammer um den Hals, T-Shirts und

Pullover von mehr oder weniger bekannten Metalbands. Ich mochte diese Leute. Im Vergleich zur Germanistik und anderen Fächern schien es hier keinen Konkurrenzkampf zu geben. Lag vielleicht auch daran, dass die Hälfte der Leute einfach mal angefangen hatte zu studieren, ohne zu wissen, wo die Reise überhaupt hingehen sollte. Statt sich Gedanken über die Jobmöglichkeiten in der Zukunft zu machen, tranken sie lieber Met, hörten Metal-Musik oder veranstalteten nordische Filmabende. Das schien hier ähnlich zu laufen, wenn man dem Plakat an der Tür zum Vorlesungssaal Glauben schenken konnte, auf das ich einen kurzen Blick erhascht hatte, bevor Julie mich in den Saal gezogen hatte.

Und dann fiel mein Blick plötzlich auf *ihn*. Einen Typen, der ganz alleine in der letzten Reihe saß. Sein müder Gesichtsausdruck verriet, dass er kurz davor war, einzuschlafen. Auf den ersten Blick sah er aus wie ein ganz normaler Skandinavistik-Student. Relativ blass, was für den Norden normal war. Er hatte mittellange Haare, die mich an den heißen Frontmann von *Sunrise Avenue* erinnerten. Allerdings waren sie viel dunkler, erstaunlich dunkel im Vergleich zu den ganzen Blondies hier. Er hatte überraschend schöne Wangenknochen, sofern Wangenknochen schön sein konnten. Unter den Ärmeln seines dunklen Shirts rankten schwarze Gebilde auf seiner Haut hervor, die ich mir nur zu gern aus der Nähe angesehen hätte.

Ein Stich in die Rippen riss mich aus meinen Gedanken.

Julie guckte mich verwirrt an und legte ihren Bleistift auf die Schreibtischbank vor uns. Hatte sie mich gerade wirklich mit diesem spitzen Ding geiekt?

»Alles okay bei dir?«, fragte sie mich verwundert.

»Ja, klar. Wenn du nicht vorhast, mich abzustechen«, entgegnete ich irritiert.

»Entschuldige, du wirktest so weggetreten.«

»Ich wollte mich nur einmal umsehen«, gab ich zurück und versuchte mich fortan auf Professor Nielsen und seine Weisheiten über alte Runen zu konzentrieren, was mir nur schwer gelang. Der Anblick des Typen in der letzten Reihe wollte mir einfach nicht aus dem Kopf gehen.

Das war doch verrückt. Ich ärgerte mich ein bisschen über mich selbst, denn ich hatte mir strikt vorgenommen, mich für die nächsten zwei Jahre nicht zu verlieben und schon gar keine Beziehung einzugehen. *Beziehung*, wer redete denn von Beziehung? Gucken durfte man doch mal, stachelte mich eine innere Stimme an. Also wagte ich noch einen kurzen Blick über die Schulter in die letzte Reihe. Doch es war vergebens. Der Typ saß nicht mehr an seinem Platz und war auch sonst nirgends zu sehen. Ein bisschen enttäuscht wandte ich mich wieder der Vorlesung zu und lernte nichts, was ich nicht schon aus Kieler Zeiten wusste.

KAPITEL 2

Nach der Vorlesung begab ich mich zügig ins Germanistik-Institut, da mein erstes Deutsch-Seminar direkt im Anschluss stattfand und ich nicht gleich am ersten Tag zu spät kommen wollte. Eigentlich hätte das kaum passieren können, da zwischen den einzelnen Seminaren und Vorlesungen immer eine halbe Stunde Pause war. Aber ich wollte auf Nummer sicher gehen, wie ich es immer tat, und stürmte strammen Schrittes hinunter auf die Straße, überquerte diese und fand mich keine vier Minuten später im nächsten Institut ein. Der Seminarraum war schnell gefunden, hier schien alles gut ausgedeutert zu sein, ich konnte ihn kaum verfehlen. Die Tür stand zu meiner Erleichterung weit offen. Ich hasste es, wenn ich als Neuling irgendwo reinplatzte und jeder die Möglichkeit hatte, mich anzustarren.

Im Raum saßen schon einige Studenten, natürlich grüppchenweise, sodass ich mich entschied, an einem leeren Tisch vor dem Fenster Platz zu nehmen. Die anderen Studenten schienen sich nicht weiter für mich zu interessieren, das übliche Mustern blieb zu meiner Beruhigung weitestgehend aus. Ich setzte mich und sah mich um, als ich bemerkte, dass viele bereits verschiedene Ausgaben von Goethes *Faust* vor sich auf den Tischen liegen hatten. Ein leichter Anflug von Panik überkam mich. Hätten wir die Bücher vorab besorgen sollen?

Die Angst legte sich aber wieder, als immer mehr Studenten den Raum betraten, die scheinbar genau wie ich unvorbereitet erschienen. Vielleicht handelte es sich bei den Übrigen um die obligatorische Streber-Gruppe, die immer als Erstes vor Ort war und schon im Voraus Dinge wusste,

die wir Normalsterblichen nur erahnen konnten. Wie dem auch sei, die restlichen Minuten bis zum Seminarbeginn verbrachte ich damit, Datum und Überschrift auf ein leeres Blatt Papier in meinem College-Block zu kritzeln und selbigen anschließend mit irgendwelchen sinnlosen Schnörkeleien zu verzieren.

Um Punkt 12.15 trat ein Mann mittleren Alters in den Raum, den ich als unseren Professor für Neuere Deutsche Literatur erkannte. Er setzte sich an das Pult, das vor einer, zumindest für diese Uni, altmodischen Tafel stand, las die Teilnehmerliste vor und setzte bei Anwesenden einen Haken. Im Anschluss daran stellte er sich - sein Name war Prof. Dr. Alberts - und den Seminarverlauf kurz vor, während er die Anwesenheitsliste noch einmal mit der Bitte herumgab, die Emailadressen zu kontrollieren.

Als die Liste bei mir ankam, kam ich nicht umhin, die unterschiedlichen Fächerkombinationen meiner Kommilitonen durchzugehen. Und tatsächlich stieß ich auf eine Person, die ebenfalls Skandinavistik als zweites Fach studierte. Ich merkte mir den Namen - Torge Hansen - und gab die Liste weiter, nachdem ich meine eigene Emailadresse mit einem Häkchen als korrekt gekennzeichnet hatte.

Ich sah mich im Raum um. Insgesamt waren nur sieben männliche Personen in diesem Seminar. Einer davon musste Torge sein. Es wäre schlau gewesen zu schauen, ob ein Haken hinter seiner Emailadresse war, dann hätte ich die Anzahl der in Frage kommenden Personen schon eingrenzen können. Man konnte nicht alles haben. Ich versuchte herauszufinden, wer das wohl sein konnte. Lange Haare hatte jedenfalls keiner und niemand trug ein verräterisches Metalshirt. Ich hätte aufmerksamer sein sollen, als der Prof die Anwesenheit geprüft hatte.

Es war vielleicht sinnvoller, erst einmal weiterhin seinen Worten zu lauschen, entschied ich, denn er sprach gerade über die Anschaffungen, die ich noch tätigen musste. Als er

am Ende seiner langen Liste angekommen war, meldete sich einer der Studenten.

»Ja bitte?«, forderte der Professor ihn zum Sprechen auf.

»Können wir die Bücher auch als digitale Version anschaffen?«, fragte der Student, wobei seine Tonart recht neunmalklug klang.

»Jawohl, Herr Hansen, wie immer können Sie auch diese Bücher wieder in digitaler Version vorlegen«, entgegnete der Professor leicht genervt. Er schien diese Frage schon mehrfach gehört zu haben.

Ich freute mich kurz darüber, dass man hier gesiezt wurde, vermutlich war der Professor aus Deutschland. Und immerhin wusste ich jetzt auch, wer Torge war. Auch wenn der auf den ersten Blick nicht so wirkte, als könne daraus eine große Freundschaft entstehen. Aber mit jemandem in Kontakt zu kommen, der ebenfalls beide Fächer belegte, schien mir dennoch erstrebenswert.

Der Professor las anschließend Referatsthemen vor, für die wir uns bis zur nächsten Woche in einer Liste an seiner Bürotür eintragen sollten. Sowas war immer großartig, ich war überhaupt nicht scharf darauf, mich mit neuen Kommilitonen um gute Referatsthemen zu prügeln. Also entschied ich, das zu nehmen, was übrigblieb.

Kurz darauf beendete Prof. Alberts das Seminar mit den Worten »Nächste Woche geht's dann richtig los« und verabschiedete sich, dicht gefolgt von zahlreichen Studenten, die nur darauf warteten, dass er seine Bürotür schloss, um über die Liste herfallen zu können, als ginge es um ihr Leben.

Es war auch in Kiel nicht ungewöhnlich gewesen, dass der erste Termin eines Seminars nur für Organisatorisches genutzt wurde. Lediglich die obereifrigen, meist jüngeren Dozenten schöpften die neunzig Minuten voll aus und behandelten bereits erste inhaltliche Themen. So einer schien Herr Prof. Dr. Alberts nicht zu sein, was mich insgeheim doch sehr freute.

Lediglich einige wenige Studenten, darunter auch Herr Hansen, blieben jetzt noch im Raum sitzen. Das machte es mir leichter, ihn anzusprechen. Entschlossen ging ich zu ihm hinüber.

»Hej, Torge, richtig?«, sprach ich ihn an.

»Hej, ja genau, und du?«, antwortete er sehr freundlich.

»Hej, ich bin Eva.«

»Sehr erfreut«, entgegnete er.

»Ich habe gerade die Uni gewechselt und gesehen, dass wir die gleiche Fächerkombination haben. Und da ich noch keinen anderen kenne, bei dem das der Fall ist, dachte ich ...«

»Dachtest du, sprech ich den Kerl einfach mal an«, beendete er meinen Satz und grinste.

»Ganz genau«, fügte ich leicht errötend hinzu.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Eva. Und willkommen in Kopenhagen. Wo hast du vorher studiert?«

Ich erklärte ihm, dass ich meinen Bachelor in Kiel abgeschlossen hatte und nun im ersten Mastersemester war.

»Dann warst du heute Morgen sicherlich auch bei der Vorlesung von Prof. Nielsen?«, fragte er, was ich mit einem Nicken bestätigte.

»Hat dich sein „Ähm“ nach jedem zweiten Wort auch so genervt? Ich konnte ihm kaum folgen«, lästerte Torge und verzog dabei die Mundwinkel. »Man sollte annehmen, wer so intelligent ist wie er, hat auch rhetorisch ein bisschen was auf dem Kasten.«

Ich musste ihm recht geben, das war mir auch aufgefallen. Aber ich hatte es vor lauter neuen Eindrücken schon wieder verdrängt.

Torges Vorschlag, unsere Stundenpläne zu vergleichen, stieß bei mir auf großes Interesse. Wir hatten insgesamt zwei Vorlesungen und ein Seminar zusammen.

»Wenn du willst, können wir uns gemeinsam für das Referat melden«, schlug er vor. »Normalerweise mache ich

sowas immer mit 'nem Kumpel zusammen, der hat sich aber in den Semesterferien beim Surfen das Bein gebrochen und setzt erst einmal aus. Ist einfach nix für uns Nordmänner, das Surfen.«

Ich musste über die Art lachen, wie er das sagte. Und dass er nicht auf den Mund gefallen war, gefiel mir. Also stimmte ich der Referatssache zu. Das Gute war auch, dass Torge rein äußerlich so gar nicht mein Typ war. Das würde das gemeinsame Lernen erleichtern. Er hatte blonde Haare mit einem leichten Rotstich und er war nicht wesentlich größer als ich, obwohl ich mit meinen 1,67 m nicht die Größte war. Im Grunde sah er nicht schlecht aus, war aber so gar nicht mein Typ.

Die erste Woche war wie im Flug vergangen. Es war bereits Freitag und ich hatte sämtliche Pflichtveranstaltungen der Woche hinter mir. Alles in allem konnte ich ganz zufrieden mit meinen neuen Professoren und Dozenten sein, auch wenn die gute Frau Hörner im Deutsch-Grammatikkurs geradezu zickig schien.

Doch ich hatte nicht viel zu befürchten, Grammatik war immer eine meiner Stärken gewesen. Ich mochte es, wenn Dinge klaren Regeln folgten.

Wie jeden Mittag machte ich mich auch an diesem Freitag auf den Weg in die Mensa, wo ich mit Julie verabredet war.

»Bevor du übers Wochenende abreist, müssen wir noch mal zusammen etwas unternehmen«, hatte sie mir gestern Abend vor dem Schlafengehen befohlen. Der Mensabesuch war das einzige, was ich in meinem straffen Zeitplan unterbringen konnte. Ich musste heute Nachmittag den Zug nehmen, um am Wochenende den nächsten Teil meiner Klamotten ranzuschaffen. Die Sachen, die ich bisher mitnehmen hatte können, hatten gerade einmal für diese erste Woche gereicht. Den gestrigen Abend hatte ich daher schon damit verbracht, einen Großteil zu waschen, um das

nicht am Sonntag tun zu müssen, wenn ich wieder ins Wohnheim zurückkehren würde.

Julie war noch nicht zu sehen, also entschied ich, mich schon einmal in der erfreulich kurzen Schlange anzustellen und mir anschließend, bewaffnet mit einem Tomate-Mozzarella-Baguette, einen Sitzplatz zu suchen. Freitagmittag war das nicht ganz so schwierig wie an den übrigen Tagen. Die meisten Studenten hatten ihre Pläne so zusammengestellt, dass sie freitags komplett frei hatten. Davon hielt ich nicht viel, dann waren die anderen Tage zu überladen. Spätestens nach drei Veranstaltungen pro Tag war ich so platt, dass ich nichts mehr aufnehmen konnte. Außerdem verleitete mich das immer wieder dazu, am Freitag nur herumzugammeln.

Meine Mutter hatte zwar mehrfach versucht, mich zu überreden, mir diesen Tag freizuhalten, damit ich sie und meinen Vater länger und öfter besuchen konnte, aber ich hatte ihr deutlich gemacht, dass ich nicht ins Ausland ging, um ständig zuhause aufzutauchen. Das hatte sie eingesehen, wenn dieser Einsicht auch viel Gezeter vorausgehen musste. Aber das war immer so.

Ich sah auf die Uhr, eine halbe Stunde hatte ich noch, bevor ich mich auf den Weg zum Wohnheim machen musste. In der Hoffnung, Julie irgendwo zu sehen, schaute ich mich um. Sie war ganz schön spät dran. Ungewöhnlich. Aufgrund ihrer recht strebsamen Art hatte ich sie für sehr pünktlich gehalten. Weit und breit keine Julie.

Stattdessen blieb mein Blick überraschenderweise an einem anderen bekannten Gesicht hängen. Ich versuchte einzuordnen, woher ich diesen Jungen kannte. Hatte ich ihn in einem meiner Seminare gesehen? Nein, mein Gefühl sagte mir, dass ich ihn schon länger kannte. Und schließlich fiel es mir wieder ein.

Drei Tische weiter saß Alexander Michelsen, ehemaliger Schüler des Dänischen Gymnasiums, das ich zuletzt besucht hatte. Er war zwei Klassen über mir gewesen und eigentlich